

Maurus Jókai's Reisebriefe

von Pest nach Berlin.

18. Februar bis 4. März 1874.

~~~~~  
Aus Jókai's Zeitschrift „Hon“ übersetzt von einem Landsmanne und Jugend-  
freunde des Ungarndichters.

~~~~~  
Der eingefrorene Plattensee. — Jene vielen Kreuze. —
Auf der Wiener Börse. — Im Wiener Reichsrath. —
Von den Wiener Journalen. — Prag. — Berlin. — Bei
Fürst Bismarck. — Berliner literarische und artistische Kreise.
— In den Kreisen Deutscher Reichs-Representanten.

—————
Berlin.

Verlags-Buchhandlung von Otto Janke.

1874.

158395



Dem Berliner Jókai-Klub

gestiftet im Freundeskreise auf Blumeshof, am 3. März 1874 unter Patronat
der Frau Festgeberin Geh. Komm.-Rath

Agnes Wallner

und der Frau

Adele Glasbrenner-Peroni

von

Dr. Karl Abel. — Dr. Berthold Auerbach. — Dr. Leopold
Auerbach. — Dr. Karl Braun-Wiesbaden. — Franz Diener. —
Heinrich Dorn. — Adolf Glasbrenner. — K. A. Heigel. — Otto
Janke — Maurus Jókai. — K. M. Kertbeny. — Dr. Hermann
Kletke. — Ludwig Läng. — Dr. Paul Lindau. — A. Th Käder.
— Dr. Julius Rodenberg. — H. Salingrè. — Dr. Julian Schmidt.
— Winkelmann. — M. v. Byka,

zur freundlichen Erinnerung,

der Uebersetzer.

Der eingefrorene Plattensee und die sich umarmenden Burgruinen.

Mein Reisegefährte von Pest ab, ein englischer Weinreisender, der seine Aufmerksamkeit auch auf jene Sorten unserer Ungarweine ausbreitete, welche an den Ufern des Plattensees wachsen, dessen Grundfläche 24 Quadratmeilen umfaßt, Mr. Wilkens, er sann bis zur Wegöffnung bei Schiofoß über das nach — was er nicht sah.

Er sah nämlich auf dem ganzen Wege bis hierher nirgends grüne Saat. Froh das Korn ein? oder säete man dieses Jahr gar nicht? oder fraßen die Mäuse die Körner weg? Die weite Fläche sah wirklich wie eine Brache aus. Jedoch vom Beginn der Lichtung an, welche die Thonufer von Schiofoß bilden, konnte er bereits von dem sprechen, was er nun sah. Der Plattensee, dies ganze kleine Meer, lag von einem Ende bis zum andern zugefroren. Statt des wogenden, die Wolken und Ufer widerspiegelnden lebenden Riesenblattes eine todte, regungslose grüne Fläche, so dunkel wie Malachit, durchkreuzt von weißen Linien, und in der Ferne auf dieser Platte allerlei Ameisenhaufen zerstreut umherwimmelnd: Fischer, Schlittschuhläufer. Heute giebt's eben Feiertag, Alles amüßirt sich. Das ist in diesem Jahr schon der zweite Eisstoß auf dem Balaton (Plattensee). Der erste liegt bereits da draußen, auf der Sandheiden der Schümeß, in Form langer weißer Bastionen und zusammengestürzter Palaströhen. Den hat ein Nordwind da hinausgeworfen, und der Winter spann sich

dafür sofort einen zweiten Panzer. Auch der Plattensee beginnt bereits Eurus zu treiben. Er wechselt zweimal in einem Fackling die Toilette.

Senseits der Halbinsel Tihany zeigte dies Zauberbild ein anderes Fänomen. Auch hier ist bis ans Ende der See zugefroren; ihn bedeckt dieselbe Malachitdecke, aber näher dem Ufer zu von Schümege zieht sich von Tihany bis hinab nach Badacsony auf ihm eine gigantisch lange Eisflasse — ungarisch: „Rianásch“ — hin, und an den geöffneten Stellen flimmert der azurblaue Wasserspiegel. Die Berge der Zala sind mit hunderten von Weinhütten bedeckt, welche die Sonne goldig färbte, und jene glühenden Punkte auf dem weithingezogenen freien Wasserbände erscheinen so, als wären sie mobil dahinlaufende Fackeln, während die Eisplatte selbst reflexlos bleibt. Die zauberhaften Lampenträger dort auf dem himmelfarbigem Wege rennen mit uns um die Wette, soweit der Balaton sich erstreckt und so lange nicht ein anderes Zauberbild optischer Täuschungen unsere Aufmerksamkeit anderwärts verlockt. Zwischen den Bergen von Zala tauchen zwei uralte Burgruinen empor, welche vom rasch dahinsausenden Zuge aus so aussehen, als gingen und kämen sie eine über der andern. Diese beiden Burgruinen sind die — von ungarischen Dichtern so viel besungenen — Eschorbancz und Szigliget. Sie eilen gleichfalls aufeinander zu; mit würdevollen Zügen nähern sie sich einander. Szigliget zieht sich vor Eschorbancz hin. Doch dieses ist höher und wenn Szigliget völlig vor Eschorbancz steht, sehen des letzteren Thürme darüber weg. In solchen Momenten sprechen vielleicht die Geister, die in jenen Burgeschatten wohnen, zu einander hinüber. Dann aber nehmen beide Ruinen sofort wieder Abschied von einander, und huschen geisterhaft nach Süden und nach Norden. Und dieses Zauberschauspiel wiederholt sich täglich sechsmal vor den auf der Eisenbahn her- und hinfahrenden Passagieren; doch diese kümmern sich nicht um den Kontretanz der Burgruinen, sondern suchen unterdeß in der neuesten Nummer des „Pester Lloyd“, um wie viele Kreuzer vor einander, unten oder oben dahingehen — die Ruinen und Gespenster der heutigen Tage: die Börsenpapiere.

Jene vielen Kreuze.

Ueber Kanischa hinaus wurden, statt des englischen Denologen, eine österreichische Baronesse und eine Nonne meine Reisegefährten. Die Baronesse war ein interessantes, blaßes Gesichtchen, die Nonne eine heilige Dame mit strengen, starren Blicken. Den ganzen Weg über sprachen sie nichts. Bringt man das blaße Mädchen in ein Kloster, um es dort zu begraben? Oder holte man es aus einem Kloster heraus, um es irgend einem ermüdeten österreichischen Pair als Braut zu geben — und solchermaßen auch das arme Wesen zu begraben? Doch, was geht das mich an! — Plötzlich fuhr der Zug so knapp an einem Dorfe vorüber, daß das Bild des Gekreuzigten gerade an den Waggonfenstern vorbeihuschte. Die Nonne schlug inbrünstig ein Kreuz und warf einen zornfunkelnden Blick auf die junge Braut, die dies unterlassen und leise rügte sie dieselbe mit den Worten: „Baronesse, sahen Sie nicht das heilige Kreuz?“

Das gescholtene Mädchen wurde nur noch blässer und von da ab begann es die Gegenstände wohl zu beachten, welche am Waggon vorbeihuschten. Plötzlich machte es denn auch rasch das Zeichen des Kreuzes — in nächster Minute wieder — dann wiederum nach einer Minute — darauf wieder und wieder — und als das Mädchen schon beim zwanzigsten Kreuzschlagen war, sprühten die Augen der Nonne Zorn; länger konnte sie es nicht mehr ertragen. Und sie sprach die überfromme junge Dame an:

— „Baronesse, was machen Sie? Das sind ja keine Kreuze, sondern Telegraphenstangen!“

Und wahrlich, auch diese gleichen sehr dem apostolischen dreifachen Kreuze.

„Soror in Domino: der Herr sieht nur auf die fromme Absicht.“

Durch diesen pietätsvollen Spruch gewann ich mir Absolution.

Ohne Zweifel führt man die blaße Dame dahin als Braut, und

eben aus dem Kloster kommend, kennt sie deshalb noch nicht den Unterschied zwischen Kreuzen und Telegraphenstangen. Nun, bekommt sie jetzt einen Gatten, so wird sie bald erfahren, was ein — wirkliches Kreuz ist.

3.

Auf der Wiener Börse.

Man sagt, jetzt sei die Wiener Börse sehr still. Nun, wenn man das still hier nennt, dann möchte ich wissen, was wohl Lärm in ihr genannt wird.

Als hätte man bei uns in Pest in der Waiznergasse einen Dieb abgefangen, und das Volk wollte ihn befreien; oder in Debreczin löschten Studenten Feuer, und das Wasser wäre ihnen ausgegangen; oder in Rimafécs wäre Reichstagsvertreterwahl, und die mit weißen Federn, die mit rothen Federn und die Gamaschen-Infanteristen, in Eine Lavine verknäuelte, rausten sich; oder im ungarischen Volkstheater des Herrn Molnar in Ofen stürmten die Scharen von Vater Bem die Stadt Schäßburg; oder auch unser serbischer Gegner Svetozar Miletics interpellirte gerade das Unterhaus; alles Dieses, aber zusammen in Einem Saale! Diese Möglichkeit stelle man sich vor, und dann hat man einen annähernden Begriff von dem Lärm — wenn die Wiener Börse still ist.

Ich stieg allein hinauf auf die Galerie, indem ich mir dachte, hier kenne mich wohl Niemand, und mit vollstem Genusse könnte ich mich erquicken an dem unter mir wimmelnden Schauspiele, von dem ich blos die Massen, und am Lärm, von dem ich nur das Ensemble ausnehmen konnte. Ueber anderthalb Tausend Menschen waren in dem Saale vereint, den ein doppelter Melkstatt in der Mitte in zwei Hälften theilt. Jede dieser Doppelbarrieren bildet ein Sanctuarium, in welchem sich nur wenige Personen befinden. Beiderseitig dagegen

wälzte sich das mir unbekannte Volk der Geldwelt umher. Es sind dicht zusammengedrängte Gruppen, in welchen jede einzelne Person für sich allein schreit und mit den Händen nach irgend wohin weist; hin und wieder stößt man sich auch gehörig. Man umkreiset einen einzelnen Menschen, der sich zu vertheidigen und nicht zu gestatten scheint, daß man ihn von seiner Stelle dränge. Einzelne ruhelose Gestalten bohren sich aus einer Gruppe in die andere, und nach vor und rückwärts schwanke keuchend und brodelnd die ganze Masse. Die Erbauung Babels kann nicht schöner gewesen sein.

Plötzlich jedoch erfaßte mich Jemand von rückwärts und sprach mich bei meinem Namen an.

Ein wackerer Pester Kapitalist (in der Klammer sei es gesagt, der Schwiegervater eines Pester Redakteurs, der mich sehr unfreundschaftlich zu behandeln pflegt) hatte mich von da unten erkannt, und kam herauf, um mich auf's Parquet hinabzuholen. Ich sollte von Angesicht zu Angesicht das Heiligthum beschauen, das nur Eingeweihte und besonders Protégirte betreten dürfen. Durch Gefälligkeit dieses meines Landsmannes erschlossen sich vor mir die Thüren der Direktion und der Polizei, durch welche nur Fremde in den Börsentempel gelangen können. Ueberall traf ich auf herzlichstes Entgegenkommen, was ich übrigens weniger meinem Feuilleton, als meinem Portefeuille verdanken dürfte.

Die Börse erfreute sich heute eben eines heiteren Tages. Irgend eine der Baubanken hatte eine Eisenbahn bekommen, welche über ihre Terrains gehen soll, und dadurch erhoben sich plötzlich ihre welfen Aktien um fünf Gulden. Das wirkt dann wie Wärme, die auch alle übrigen auftreibt. Die Baubank hat eine Gründungsbank; deren Aktien gehen gleichfalls über den gestrigen Cours hinauf; jeder Schnecke wachsen die Fühler. Die unter einander verbündeten Papiere konstituiren lärmendste Massen. Die Gruppe der Baubank kann man kaum an den Rändern durchbrechen; das Zentrum scheint aus heftig prozessirenden Gestalten konsolidirt zu sein. Doch diese prozessiren nicht. Sie spielen bloß „Zwei Gulden!“ „Zwei Gulden, Zehn!“ — „Ich geh! — „Ich

nehm'!" — Eine Gestalt mit großem Wintershawl um den Hals — in diesem Dampfkade! — sieht lange starr vor sich hin, und plötzlich schreit dieser Mensch wüthend auf: „Zwei dreißig!“ Kaum ist dies Wort gesprochen, als eine andere wulstige Gestalt sich bis zu der ersten durchbricht, sich mit geballten Fäusten durch die Menge Weg bahnend. Man sollte glauben, der Mann ward durch den Ausruf beleidigt, und wolle nun den Beleidiger zum Zweikampf herausfordern. Ach, er fordert ihn nicht. „Ich geb'!“ Das niederste Angebot sind 25 Stück. Es gilt. Beide notiren sich in's Portefeuille den Kauf, und das ist genug.

Das Ausrufen geht weiter. Plötzlich ertönt eine neue Stimme. „Zwei fünfzig!“ Den Ausrufer ergreift jetzt der im Wintershawl am Kragen und ruft: „Ich geb'.“ Abgeschlossen. Nun, 20 Kreuzer Gewinn bei jedem Stücke; 5 Gulden Profit an allen 25. Inmitten der mit 5 Gulden Gewinn sich bescheidenden Gruppe bewegen sich und irren näher mit aristokratischer Blasirtheit die Barone und Fürsten der höheren Finanzwelt, mit deren Persönlichkeiten mein freundlicher Führer mich bekannt machte. Fener hohe Mann mit rothem Backenbarte, dessen Kotelettes seit vorigem Jahre zu ergrauen beginnen, verlor während eines Jahres sieben Millionen an der Börse, und sein Bruder starb als Selbstmörder. Fener junge Mann mit dem schönen braunen Schnurrbarte besaß drei Palais auf dem Kolowratringe; vorigen Jahres verlor er alle dreie. Unter Jenen dort, die sich auf den langen Tisch setzten und ruhig mit den Beinen baumeln, besaß die mittlere Gestalt letztes Jahr zwei Millionen, aber heute ist der Mann nur soviel Hunderttausende werth. Dieser da war, eines großen Verlustes wegen, bereits in die Donau gesprungen; doch man fing ihn heraus, und er kommt nun wieder hieher. Das Volk der Kouliffiers schreit sich heiser und puterroth. Die Börsenbeherrscher promeniren schweigend und lächelnd, und sehen gleichgültig auf die wimmelnde Meerfluth hernieder, welche ihre Todten schon an's Ufer ausgeworfen hat.

Dieser Saal hat 46 Säulen, und an jeder Säule eine riesige

Zahl. Diese Säulen sind die Marksteine für die Rendezvous der Parteien. Der wirkliche Herrenplatz, der der Banquiers, ist das Gitter, das von Anfang bis zu Ende durch ihre Namen in Metallbuchstaben bezeichnet ist. Hier kann man sie finden, oder die Vertreter ihrer Häuser, und für das Recht, sich an dieses Gitter lehnen zu dürfen, zahlen sie hohe Miethe. Hinter diesem Schlagbaume haben die offiziellen Makler ihren Amtsplatz. Auch unter diesen ersehen wir einen, der noch im letzten Jahre Geldkönig war im Werthe von mehreren Millionen, und heute nur noch Vermittler für Andere ist.

Aus unseren Finanzfantasien schrie uns eine hin und wieder vorbeistürmende Gestalt auf: „Wer kauft ungarische Ostbahn?“ Mein Begleiter frug: „Wie hoch?“ „Sechs ein halb“ war die Antwort (zu verstehen $56\frac{1}{2}$). Der Anträger läuft weiter. Er sah aus unseren Mienen, daß wir nicht zu $6\frac{1}{2}$ ungarische Ostbahn kaufen.

Kein so guter Physiognomist war ein kleiner fausthoher Knabe mit schmutzigem Hemdtragen, struppigem Kopfe, schiefgezogenem Munde, der einen unausgefüllten Kourszettel in Händen hielt und auf mich loskam, mich fragend: „Wie stehen Kredit?“ Auch der wird nie ein Palais auf der Ringstraße besitzen.

Ich bekam einen neuen Stoß in die Seite. „Wer kauft ungarische Bodenkredit?“ Sie steigen. Man fängt den Anstürmer ab, und er bildet den Kern einer neuen Gruppe. Ich selber befinde mich in ihr. Ich will versuchen „Hausse!“ mitzuschreien. Es ist von ungarischen Papieren die Rede. Da ich Seele habe, erlaubt mir der Patriotismus nicht, zurückzutreten. 25 Stück kosten noch nicht den Kopf. „Ueber 20 Kreuzer hinauf!“ — „Ich nehm'!“ Die Sache beginnt. Wie ich heiße? Ich nenne mich. Nun will man mir gleich ein paar Hundert auffacken. Weiter! Ungarischer Kredit hebt sich. Ich gehe noch über 60 Kreuzer hinaus. Setzt jedoch „ich geb'!“ Ich hatte zehn Gulden an der Börse gewonnen. Ich bin mitten drin im Glück! Setzt tönt die Glocke zum dritten Male, der Lärm erreicht betäubendste Kulmination. Den man noch nicht in die Brust fließ, der bekommt's nun. Das ganze Volk wälzt sich in den Ausgleichsaal, wo man die

Differenzen sofort auszahlt. An der Saalthüre hängt die schwarze Tafel: „Namen Derjenigen, welche die Differenzen nicht beglichen.“ Diesmal ist die Tafel leer. Auch ich bekomme meine 15 Gulden vom Käufer, wovon ich 5 dem Verkäufer gebe; ich habe 10 Gulden Profit. Den erwarb ich durch meine wissenschaftlichen Kenntnisse! Ich eilte nach meinem Absteigequartiere. Während des Weges stieß ich auf einen Obstladen. Dort sah ich herrliche Äpfel ausgelegt. Zehn Stück davon lasse ich an meine Frau nach Pest, Stationsgasse Nr. 80, franko senden. „Meine Mittel erlauben mir das!“ „Was hab' ich zu zahlen?“ — „Blos 15 Gulden.“ — Nun also weiß auch ich, was es heißt: an der Börse gewinnen.

4.

Im Wiener Reichsrath.

Ah, als wir Ungarn noch mit einem x den „Reichrath“ schrieben! Das war schon lange her! Wir selber sind auch nicht mehr beim Ypsilon. — Unserer Beider Konstitution ist jetzt die gleiche.

Eine eben so haufällige Bude, wie die unsere; nun, ich meine nicht die Konstitution, sondern das Reichstagsgebäude. Es ist so beiseit gesteckt, daß ein alter Wiener Fiaker nicht hinfinden wollte, als ich mich ihm anvertraute, mich zum Reichsrath zu bringen.

Aber dann im Innern, welcher Unterschied zwischen ihrem und unserem Hause!

Bei uns tritt man unmittelbar von der Straße her in die Vorhalle, in der an einer Allee von Galgen die Köpfe der anwesenden Reichstagsmitglieder und die Citationszettel der abwesenden prängen. Und von da gelangt man direkt in den Tabakrauch, in dem die außerhalb des Sitzungssaales promenirenden Vertreter umherschwimmen. Und da können sich die streitenden, anekdotirenden, koalitionirenden und fusio-

nirenden Mitglieder von Angesicht zu Angesicht ansehen; man kann sich ihnen im Büffet zur Seite setzen und mit ihnen von einem Schinken herabessen. Dagegen in der Werkstatt der deutsch-österreichischen Konstitution muß man ein völliges Labyrinth auf Abenteuer durchziehen, bis der Zuhörer dorthin gelangt, wo an einer Thüre ein Kammerdiener sehr höflich den Paletot abnimmt, und man die Zuhörertribüne betreten kann.

Welch' eine Stille hier innen herrscht.

Die Bänke des Saales sind im Halbkreise, amfithentralisch aufgestellt, und parallel damit zieht sich die Tribüne hin, von der aus man nichts sehen kann als die Hinterköpfe der Deputirten, und diese selber können gar nicht zur Tribüne emporblicken.

Was würden sie aber auch dort sehen!

Wo gibt es hier die auserwählten Gruppen der Besten Tribünen? Die Celebritäten der Oberhaustribüne, die zum Zuhören erschienenen Bischöfe, die glänzenden Militäruniformen, die Magnaten, die Fremden? Wo giebt's hier jene urwüchfigen Pelzjackler, die inbrünstig patriotisch zuhörenden Landleute, die seit Tagen auf die Jungfernrede ihres Vertreters lauern? Wo ist hier die hintereinander stehende bewundernde Jugend? Und zumeist, wo ist hier die Tribünenblüthe, die mit feurigen Blicken herniederschauende Frauenschaar? — Hier in Wien sind wir kaum unser Zwanzig auf der Gallerie. Und fern, in nebelhafter Weite sitzt allein eine Zuhörerin. Sogar die Journalistenloge weist nur 7 Besucher auf.

Und heute ist gerade der interessanteste Gegenstand auf der Tagesordnung: die Befreiung der Tagespresse vom Stempelzuche. Der Gesetzentwurf des Zeitungstempels, der Blattkautions, der Aufhebung des Annoncenstempels. Ach, welche Scene wäre das im ungarischen Reichstage! Welche Rhetorik, welche parlamentarische Turnen! Bis zum Einbrechen gefüllte Tribünen! Welche Hochrufer! Welche Klingeln des Präsidenten. Und in der Schriftstellerloge drei Mann hoch, Einer auf des Andern Genick, Jeder welcher nur je einen Artikel gekritzelt.

Hier dagegen, als interessirte Niemanden die ganze Sache. Der

Saal hallt wieder von Leerheit. Die auf den Plätzen sitzenden Vertreter studiren eine zerstückelte Landkarte; Einige gehen ins Zentrum, um zu diskuriren. Auf äußerster Rechten sitzen die Priester und ihre Partner. An einem einzigen Tischchen langweilen sich drei Stenografen ungeheuerlichst.

Allmählig wird man gewahr, daß man da unten auch spricht.

Auf äußerster Linken, auf dem Platze, auf dem bei uns Alexander Tschiky sitzt, sehen wir hier eine magere greise Gestalt aufstehen. Aber das ist nicht unser Alexander Tschiky! Mit langsam zögernder Manier sagt er eine lange Rede daher, wobei er bei jedem Satze das Manuskript und die Brille vornimmt. Die Rede mag ein durchdachtes philosophisches Werk sein, sie wird jedoch durch kein einziges „trefflich“ oder „hören wir!“ begleitet. Wäre doch wenigstens unser Majorosch hier, um dazwischen zu sprechen: „sehr wahr!“ Aber hier schweigt Seder-
mann, und als die Rede zu Ende, zeigt der Präsident leise an, 30 Mitglieder verlangen „Kloture“. Mich wundert, daß man dies nicht inmitten der Rede verlangt hat. Zwei Minuten gestattet man den zu Pro und Kontra Vorgemerkten, um unter sich Einen zu wählen, der noch sagt, was er zu sagen weiß. Auch daraus entstand kein Niebelungenkrieg. Man einigte sich leicht. In nächster zweiter Minute ertönt die Präsidialglocke. Aber auch die, was ist das für eine Klingel! So groß, wie jene, die in den Kirchen an dem Klingelbeutel hängt, um Kreuzer einzusammeln. Bei den Deutsch-Oesterreichern genügt schon diese, die Stille zu durchhallen. Was ist sie im Vergleich zu unseres Präsidenten Stürme übertönendem Inclangorium!

Die vorgemerkten Redner versuchten, das schon leise Gesagte noch leiser nochmals zu sagen. Die Reichstägler lesen und notiren sich Alleslei unterdessen. Auch Fürst Auersperg erscheint in Uniform und nimmt seinen Platz ein im Stuhle gegenüber den Vertretern.

Nicht minder verhallt die letzte Rede geräuschlos. Kein Lärm, kein Zwischenruf, kein Beifall; Niemand beeilt sich, dem sich setzenden Redner die Hände zu drücken. Resumirendes Schlußwort. Fragen-
aufstellung. Abstimmung.

Der Gesetzesvorschlag über Löschung des Zeitungstempels fiel durch! Die Pressfesseln verbleiben auch ferner den deutsch-österreichischen Schriftstellern. Die Mohikaner der Journalistenloge stürzen ab, in vesuvianischer Stimmung. Und andern Tags ist ein Bündel — konfiszierter Zeitungen die neueste Zeitung. Darunter auch die „Neue Freie Presse.“

Aber deshalb brach keine Revolution aus.

5.

Von den Wiener Journalen.

Natürlich stehe ich auf Partei Derjenigen, welche die Löschung des Zeitungstempels wünschen. In thesi läßt sich dagegen nichts sagen. Der gleiche Gesetzesvorschlag wurde im ungarischen Reichstage einstimmig, beinahe ohne Diskussion, angenommen. Woher kommt es denn also, daß die Wiener Journale von Seiten des Reichsrathes solch eine stiefmütterliche Behandlung erfuhren? Motiv dazu gaben doch wohl nicht die zu ersparenden 900,000 Gulden? Das ist ja ein Bagatelle im glücklichen Bisdajthanien. Also sind wohl zum größten Theile die Wiener Blätter dran schuld?

Tags vorher frug ich auf der Börse die dortigen Habitues, ob wohl auch Journalisten den Ort zu besuchen pflegen? „Sie pflegten es zu thun. Aber sie haben hier einen kuriosen Namen.“ — Ich kann nicht gut sagen, welchen?

Aber ich kann ihn erklären, fang ichs gut an. Doch zuvor muß ich hier das ganze Geheimniß der Wiener Journalliteratur aussprechen.

Ein Wiener Blatt giebt jährlich 750 Bogen, welche, beim hundert Druck und Papier 2 Fl. 50 Kr. berechnet, selber auf 18 Fl. 75 Kr. zu stehen kommen. Dazu der Blattstempel 3 Fl. Also der Herausgeber hat in jedem einzelnen Exemplar 21 Fl. 75 Kr. stecken. Er verkauft aber dieses selbe Blatt für 18 Fl. Und so ergiebt sich bei jedem

Exemplar 3 Fl. 75 Kr. Verlust. Bei 20,000 Abonnenten ist der jährliche Verlust klar 75,000 Fl.

Doch das entfällt bloß auf die Rubrik von Papier, Druck und Stempel.

Voran geht die geistige Ausstattung, dann der Satz, die Administration, das große Lokal, der Rabatt, was bescheiden berechnet wenigstens auch 125,000 Gulden beträgt. Also muß ein Blatt jährlich über 200,000 Fl. Verlust haben.

Aber wer ersetzt denn das? Wer deckt diese Verluste so glänzend, daß die Herausgeber auch noch ein Palais erwerben können?

Darauf antwortet die öffentliche Meinung, die man auf der Börse über die Wiener Journalherausgeber aussprach und über die lancierenden Journalisten.

Weshalb geben die Wiener Herausgeber ihre Blätter „unter“ Herstellungspreis. Wo doch ähnliche aber solide englische und französische Blätter zu gleichem Preis zweimal soviel geben!

Darum, um viele Abonnenten zu haben. Viele lesen sie. Ein sehr gelesenes Blatt ist dann aber eine Macht an der Börse. Sein Lob vom Tode erweckender Balsam, sein Schimpf todbringendes Gift. Bei solch einem Journale kommen das Pränumerationsgeld, die Druckrechnung, die Inserateinnahme, die Kosten der geistigen Herstellung u. s. w. in gar keine Berechnung. Ein Paar Mal Hunderttausende dahin oder dorthin — das Hauptgeschäft ist an der Börse — es ist das der Reklame.

Das Lesepublikum der Wiener Blätter bekommt für 18 Gulden das Journal, für das es nach Recht und vom Geschäftsstandpunkte wenigstens 30 Gulden zu zahlen hätte; aber den Profit von 12 Gulden hat denn auch der vorjährige „Krach“ hübsch bezahlt gemacht! Man zahlt noch jetzt daran.

Jetzt sieht bereits das Publikum ein, welches riesige Lehrgeld es bei diesen unter dem Herstellungspreise begebenen Blättern schließlich zu bezahlen hatte. Es zahlte das Lehrgeld, als es auf „Dieser“ Ermunterung hin sein Geld auf die Börse trug und Papiere schwindel-

hafter Unternehmungen kaufte. Es zahlte das Lehrgeld, als es auf „Dieser“ Sturmruf seine besten Papiere auf die Börse warf, und sich spütete, den Stiel des verlorenen Beils zu retten. Das Lob und das Absprechen ward gleicherart bezahlt. Es giebt Blätter, welche dasselbe Unternehmen lobten, während die Gründer zahlten, und es herabrissen, zahlte hinwieder die Kontremine hierfür. Man hatte 3 Skalen der Gunstaustheilung. Die erste war, wenn man über ein neues Unternehmen schwieg; die zweite, richtete man gegen dasselbe einen so schwachen Angriff, den es siegreich widerlegen konnte. Die dritte war die unbedingte Anpreisung.

Und das weiß Jedermann; das weiß die Börse, das weiß der Reichsrath, das weiß das Publikum; und das erklärt, weshalb die Tribüne so leer, der Saal so still ist, befindet sich die Lebensfrage der Journale auf der Tagesordnung; und schließlich, weshalb solch ein eminent liberaler Gesetzesvorschlag durch den legislativen Körper überstimmt wurde.

Und das war in Wirklichkeit eine Lebensfrage für die deutsch-österreichische Journal-Literatur. Der Sukkurs durch die Börse hat nun sein Ende. Ferner kann man Einnahmen nur auf ehrlichem Wege erzielen, und ich hoffe, auch dieser werde für unsere Wiener Kollegen völlig offen stehen. Sie können mit Vertrauen ihrer Blätter Preis so hoch erhöhen, daß ihnen Reingewinnst aus den Ausgaben bleibe. Ihre Blätter sind gut redigirt, voll von interessanten Beiträgen. Das Publikum der Stockjobber bleibt vielleicht eine Weile weg, doch das Lesepublikum wird um so lieber den erhöhten Preis geben für jene Blätter welche es achten kann, und die es ferner nicht mehr aufs Eis führen.

6.

Prag.

Nach den Palastreihen des Wiener Rings Prag . . .

Die Ringpaläste schossen innerhalb eines Jahrzehnts aus dem

Boden; die hier sind Denkmale von Jahrhunderten, ja halben Jahrtausenden.

Aber die zauberhaften Prachtbauten des Wiener Rings haben auch schon ihre Geschichte. Bäderer zwar schrieb sie noch nicht, doch das allgemeine Wissen pflanzt sie von Mund zu Mund traditionell fort, all diese merkwürdigen Daten. Hier, die beiden Architekten dieses monumentalen Baues erschossen sich; der Eigenthümer des andern ward flüchtig, und der des nächsten sprang in die Donau. Dieser Palast da gelangte bereits in die dritte Hand, halbnackte Karyatiden stützen des Hauses Giebelfeld, deren lebende Modelle dagegen ruinirten deren Anordner und gingen zum neuen Besitzer über. Das Thor dieses Palais ist geschlossen, sein Herr vermag jetzt nicht zu empfangen — denn er sitzt im Kerker. Und dort, jenes Feenschloß mit Jaspisäulen? Es ist mit dem glänzenden Bleidache geschmückt, das Brühler Spitzen gleicht; und mit einem den ganzen Bau umlaufenden vergoldeten zierlichen Eisengitter, die Fenster mit enkaustischen Meisterwerken, während der Thorbogen als architektonisches Wunderwerk auffällt, und die Treppe bewacht wird durch Statuen aus Marmor. Dies Haus kam seinem Herrn auf 2 Millionen zu stehen. Mir wär's aber nicht lieb, wenn es mir gehörte. Denn 4 Millionen sind drauf intabulirt. Die ganze Palastreihe ist nichts weiter, als ein „ich geb', ich nehm'!“ gleich den Börsenpapieren, und aus diesen Worten erbaut. Heute gehört sie Dem, morgen Senem. Brillante Läden Kaffeehäuser, Modemagazine, im Parterre und in den Stockwerken: auch diese Alle falliren der Reihe nach, und neue kommen an ihre Stelle, noch brillantere, noch prächtigere und in den leeren Zwischenräumen ist die rothe Ziegelwand noch ohne Mörtel, aber an ihr schon affschirt, daß man daselbst „Herrschaftswohnungen“ bekomme.

Hier dagegen das alte Prag, wo über den Palastthoren die Glam Gallas, Schwarzenberg, Lobkowitz, Thun, Czernin, Waldstein, Rostiz, Auersperg und all' die übrigen altadligen Dynasten ihre Wappen einmeißeln ließen, daneben die monumental ausgespannten Steinadler, Büsten, welche zu den Fenstern heraussehen, zornige wilde Männer,

die durch die Zeit geschwärzten gepanzerten Ritter, deren Urenkel noch heute da drinnen im Palaste sitzt und weiter träumt von alter Herrlichkeit, welche der Ahne wach erschaut — und selber gemacht hat.

Wien ist ein großer Weltbazar, Prag ein riesiges Nationalmuseum.

80 Thürme erheben sich aus der Hausdachmasse uralter Gebäude, und die Kirchen sind überfüllt mit Nationalreliquien. Große Könige, Helden, Statuen nationaler Heiligen, Bilder und Kunstwerke, gemalt, gemeißelt, geschnitten, aus Marmor, Silber, hartem Holze; mit Juwelen überfüllte Heiligenschränke und mit noch kostbareren Skulpturen bedeckte Grüste, in deren einer die allerkostbarste Nische von 14 Königen ruht. Von silbernen Engeln getragene Silberfärge, mit Knochen der großen Heiligen, und die vielen Statuen. Zwischen Schätzen die Kettenkugel einer Kanone, an schwere Schlachten erinnernd. Der ehrwürdige Armleuchter, der seinen Ursprung bis zum Tempel des weisen Salomo zurückführt. Das hoch sich erhebende Stadtschloß, mit Heiligenfiguren; Kriegsgruppen aus Stein, welche die Altbrücke behüten; die erinnerungsreichen Reichssäle, die einfache Rathsstube, durch deren Fenster man die beiden Rätthe sammt ihrem Sekretär hinausstürzte, mit simplen Ziegel-Fußboden, simplen Holzbänken, deren Inneres zugleich Archiv war. Die kissenlosen Armstühle der Primase, lehrreiche Gegensätze späterer Pracht. Und dann die, die Burgmauern bewachende drei Thürme; der eine für Gefangene, der zweite für zur Exekution Verurtheilte, der dritte der „Hungerthurm“, worin der arme Sünder dem Hunger oder der Gnade der „Eisernen Jungfrau“ übergeben wurde. Sodann die Judenstadt mit den engen Straßen, voll von Trödeläden, die Häuser aneinander gebunden durch die Kiruf-Schnur, und inmitten der Altneutempel, die einzige Synagoge der Welt in gothischem Style, unten weißgewaschen durch Ueberschwemmungsfluthen, oben mit durch Kerzenrauch geschwärzten Wänden; und auf dem Dache eine große Fahne, die der König der Prager Judenschaft ihrer Tapferkeit wegen schenkte. — Und endlich, endlich oben in der Königsburg ein noch lebender König — Kaiser Ferdinand der I., geb. 1793 — der jeden Morgen wieder erwacht, manchmal auch spricht, den aber die Gegenwart längft

vergessen; auf dessen Stahlstichportrait schon vor 43 Jahren — in einem ungarischen Kalender von 1831, welcher den apostolischen König zu Pferde zeigt, wie er in Preßburg den Krönungshügel hinanritt — am Rande des Mantels des heil. Stephan zu lesen war: SCART, was wohl heißen sollte; Sacratissima Caeseo Apostolico Regia Majestalis, hätte der Stecher nicht aus leidiger Irrung statt des letzten Buchstaben M ein T gravirt!

Und dann in der Nähe der „weiße Berg“, an dem in verlorener Schlacht Böhmen seine konstitutionelle Freiheit und staatliche Selbstständigkeit verlor.

Nichts als kostbare und bittere Erinnerungen, nichts als versteinerte Geschichte, in Gold und Silber gegossene nationale Größe, unter Juwelen bewachte Asche, Königsgespenster, eingemauerte Monumente, die nicht gestatten, von der Vergangenheit sich loszumachen! Denn die ist theuer.

O, wie gut, daß uns, den noch geschichtreicheren Ungarn keine anderen historischen Kunstdenkmale überblieben — als unserer Großväter Meer-schaumpfeifen! Seht wie schön wir Ungern uns mit der Gegenwart versöhnen können, mit der der Tscheche niemals paktiren wird! — Jeder Stein von Prag protestirt dagegen!

Und die Tschechen haben nicht nur eine Vergangenheit, berühmt durch Heldenthaten; dieses Volk schreitet vor in Industrie, Agrikultur und Kunst; seine Literatur ist entwickelt, seine wissenschaftlichen Institute sind blühend; das untere Volk ist verständig, seine Soldaten sind muthig, der Mittelstand unterrichtet, die hohen Stände reich und national gesinnt. Diese Nation hat nur das Eine Malheur, daß jene andere Nation, welche historisch und politisch mit ihr verschmolz, die der Deutschen, in all diesen guten Eigenschaften den Tschechen bloß „um ein Haar“ voraus ist, und der Tscheche dies gefeite Haar nie einholen wird, auch nicht, wenn er bei Oesterreich bleibt, noch weniger, käme er jemals an Deutschland.

Und auf materiellem Gebiete geht Oesterreich mit Böhmen sehr gut um. In diesem Bezuge kann der Tscheche nicht gegen die „Deutschen“

Klagen, wie, bezüglich der Wiener, wir noch heute. Beweis ist die Industrie in den modernen Straßen Prags, der mit Wien konkurrierende Handel, Beweis, daß Wien Prag behandelt, wie eine gute Mutter ihr liebes Kind, während wir armen Pesther Prag für die intra dominium aufgenommene Stieffchwester ansehen. Und wir schlossen doch Frieden mit Wien, weil es — taliter qualiter — uns unsere konstitutionelle Freiheit zurückgab; und Prag wird sich niemals mit Wien versöhnen, so lange es den „Weißem Berg“ vor sich sieht.

Das ganze Prag ist Friedhof einer glänzenden nationalen Vergangenheit, — und Pest dagegen ist die staubige Wiege einer umnebelten Zukunft.

Die Freiheit ist ein großer Schatz — und ihn ersetzt weder Stein noch Brot.

7.

Berlin.

Sch brachte acht Tage in Berlin zu; das ist nicht genug Zeit, um sich auch nur einen allgemeinen Begriff von Deutschlands Hauptstadt machen zu können. Dazu müßte man erst hier wohnen. Uebrigens war es der Hauptzweck meiner Reise, Bekanntschaften zu machen in den Kreisen der Reichstagsabgeordneten und der Schriftsteller. Daher kann auch ich nicht viel über Museen, Theater, Kunst- und Architekturmerkwürdigkeiten notiren.

Was in Berlin sofort auffällt, ist die planvolle Gründung der Stadt. Als ihre Herrscher bloß noch Kurfürsten waren, ihr Land ein armer Staat dritten Ranges, da wurden die Straßen schon so planvoll angelegt. Die Plätze gewählt, als hätten die Gründer dieser Stadt es im Voraus berechnet, daß aus der Kleinstadt mit 4,000 Bewohnern nach 1½ Jahrhundert eine Metropole der ganzen großen deutschen Nation werde, die jetzt schon über 900,000 Köpfe zählt.

Und welch' eine reiche Metropole! Allerdings, glänzende Kirchen, hohe Thürme erheben sich eben nicht viel über die Häusermassen; und das mag uns, den Bewohnern Pest's, zum Troste dienen, die wir uns in diesem Bezuge auch mit wenig begnügen müssen. Aber dann folgen sich in Berlin ganze Reihen von Monumentalbauten. Und jeder Bau, jedes Bildhauerwerk ist im klassischen Style geschaffen, jedes ist ein Meisterwerk, und zwar einheimischer, weltberühmter Künstler. Von den Liebelfeldern der meisten Gebäude strahlte das Genie herab, nicht die Vergoldung. Auch nicht in den modernsten Straßen stößt man auf das bunte Quodlibet der Großstädte der Neuzeit, mit Bauten byzantinischen, gothischen, romanischen Styles, unter einander gemischt. Nicht minder charakterisirt Geschmack, keineswegs aber überladene Pracht die Privathäuser. Es giebt auch Ausnahmen, z. B. das jetzt erbaute Palais des Bankier Pringsheim, welches allen Pomp Wiens noch übertrifft; die äußere Wandfläche des zweiten Stockes bedeckt eine symbolisch-historische Gemäldetafel, in Felder getheilt, gleich pompejanischen Darstellungen, auf Goldgrund, ein farbiges Mosaikwerk.

In der alten Promenadenallee „Unter den Linden“, wie in all den glänzenden Straßen hinter Eisengittern Hausgärtchen, und vor den Häusern Rosenbäume, und die Wände umspinnen von Immergrün, Erker voll blühender Gewächse*) — hier scheint es schon Frühling zu sein, während es bei uns in Ungarn noch friert, in Neapel Schnee fällt! — All' das giebt dem Spree-Athen poetischen Schmelz, während der Einblick durch halbmeilenlange grade Straßen uns kolossale Entfernungen anstaunen läßt. Und am Ende jener, die Palastreihen „Unter den Linden“ über's Brandenburger Thor hinaus verlängernden Straße im Thiergarten erhebt sich eine hohe Säule, auf ihrer Spitze ein kolossaler goldner Genius; das ist die Siegessäule.

Reichthum, Macht, Kunst, Verstand und Siege der Arbeit auf jedem Schritte!

Un woher nahm Berlin alles Das?

*) Aus Gewächshäusern. A. d. R.

Sein Boden war nie ein Kanaan. Dürre Sandflächen, unterbrochen von Wassertümpeln. Auch besaß es keine Goldbergwerke. Ebenso wenig beherrschte es unterworfenen Gebiete, um sich aus dem blutigen Schweiß derselben, „als von Gottes Gnaden“, Jahrhunderte lang Palastreihen erbauen zu können; es war auch nicht umgeben von Narren, aus deren Vermögen es alle Dezennien durch künstliche Geldkrisen zweimal reichen Ueberfluß hätte zusammenfegen können; es ging auch nicht auf Eroberungszüge aus, es berührte von 1816 — 1864 nicht einmal die Waffen; ebensowenig war es je Zentralpunkt des Welt Handels. Die kleine Spree, welche durch Berlin fließt, kann neben der Donau kaum genannt werden, sie gleicht höchstens unserer Marosch, und ihre Schiffe sind bloß Fahren. Was ersetzte nun alles das bei dem Volke der Preußen? Einzig und allein die Sparsamkeit.

Der König, der diese Paläste mit künstlerischem Geschmacke erbaute, trug 15 Jahre lang einen verblühenen Rock, und das Volk, das diese Größe krumenweise zusammenhäufte, setzt als nationales Lieblingsgericht auf den Tisch jenes schwarze Kleienbrod, worüber, wenn man es unseren Gefangenen reichen wollte, eine Empörung ausbrechen würde. — Ja wohl Schwarzbrod mit Butter bestrichen, das ißt das Volk, ißt's allein; das nimmt es mit sich, wenn es zur Erheiterung ins Grüne geht. Und wenn es Gäste empfängt und dieselben schon sehr gut traktirt hat mit Austern, Pasteten, theuren Fischen, Braten und Konfituren, so stellt es zu Ende des lukullischen Mahles den in dünne Streifen zerschnittenen „Pumpernickel“ auf den Tisch hin, und während den Gästen das Ding gleich beim ersten Bissen an den Zähnen kleben im Halse stecken bleibt, vertilgt der Berliner zum Schlusse des verschwenderischen Diners diesen nationalen Ehgegenstand mit vollstem Genuße.

Ja wohl, mit jenem Schwarzbrote schlug uns der Preuße, und mit ihm wird er jede Nation schlagen; sogar die Juden.

Der Preuße ist daheim sehr sparsam; doch zeigt er mal Gastfreundschaft, so übertrifft er darin wohl sogar den Ungar.

In Berlin steht nicht Eine Hausthür offen. Auch bei Tag wird

man erst auf Klingeln eingelassen, überall durch den Koncierge, und dieser sieht zu, ob er den Eingetretenen weiter hineinlassen darf.

Ebenso hat jede Wohnung eine geschlossene Eingangsthür, die sie von der Treppe absperrt. In diese Thür ist ein Fenster von der Größe eines Augenglases geschnitten durch eine Glastafel geschützt. Dadurch schaut man sich zuvor den an, welcher Einlaß begehrt, und fragt ihn, was er will, was er sucht? Bei Niemanden kann man unversehens in die Stube stürzen. Unter der Klingel erblickt man die Tafel „Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei.“ Bettelnde können hier also nicht eindringen. — Das erste Begegnen verräth Vorsicht, Mißtrauen, Argwohn gegenüber Jedermann. Ist diese Ablehnung aber mal gebrochen, dann stellt sich dafür Freundschaft, Dienstfertigkeit und bester guter Wille ein.

8.

Bei Fürst Bismarck.

„Durch die gütige Vermittlung meines Freundes, des Reichstags-Abgeordneten Karl Braun, war ich so glücklich, gleich am Tage nach meiner Ankunft in Berlin eine Audienzstunde bei dem großen Staatsmanne zu erlangen, in so fern es eine Audienz genannt werden kann, daß Er sprach und ich zuhörte.

Er empfing mich um 9 Uhr Abends. (Es ereignet sich, daß er Audienzen auch nach Mitternacht gibt.) Der Zutritt ist sehr leicht und einfach. Sein Palais ist das anspruchloseste in der ganzen Wilhelmstraße und nicht einmal ein Portier im Bärenpelz hütet mit silbernem Stocke die Thür, man muß so anklingeln, wie bei andern armen Menschen. Den Vorsaal beleuchtet eine einzige Modérateur-Lampe auf einem Tische. Das dritte Gemach von diesem ist Bismarck's Arbeits- und Empfangszimmer. Auch dieses ist einfach und prunklos,

in der Ecke ein eisernes Ruhebett, unter demselben ein mächtiger Bernhardiner, am Fenster ein eiserner Schrank, in der Mitte des Zimmers ein großer Schreibtisch, an welchem der eiserne Mann sitzt.

Fürst Bismarck ist eine sechs Fuß hohe athletische Gestalt mit breiten Schultern, mächtigen Händen, die bei dem Händedrucke stählerne Muskeln verrathen; sein Gesicht finde ich keinem seiner Portraits ähnlich, welche ihn mürrisch und gallüchtig erscheinen lassen; mich erinnert es in Vielem an Franz Deak's Gesicht, dieselben dichten, die Augen überschattenden Brauen, der über die Lippen ragende graue Schnurrbart, die gesunde Gesichtsfarbe, an einer Stelle durch die Narbe einer alten Wunde zerrissen, welche von dem Staatsmann als Studenten erzählt; eine kahle, breite Stirn, lichte und große Augen, deren offenen Blick keine Photographie wiedergibt. Im Allgemeinen ist das ganze Gesicht das vollständige Ideal — eines alten ungarischen Bize-Gespans.

Der Fürst war so gnädig, mich die schön verschönerkte Begrüßung, die ich ihm zugedacht, gar nicht vorbringen zu lassen; er begann sogleich damit, was ich noch für ein junger Mensch sei, wie er mich viel älter sich vorgestellt habe, daß er zur Zeit, als er Premier-Lieutenant war, eine Besprechung meiner ersten Schriften in der Augsburger Allgemeinen Zeitung*) gelesen, die damals noch ein „vernünftiges Blatt“ war. Ich sagte ihm, wie alt ich bin, geboren 1825. — „Nun, da bin ich Ihnen um zehn Jahre voraus.“ — „Gott erhalte Sie.“ Dann ließ er mich auf der anderen Seite des Schreibtisches Platz nehmen, holte aus dem eisernen Schrank ein Päckchen Zigarren hervor und bot mir an. — „Ich danke, ich rauche nie Zigarren.“ Auch er pflegt keine Zigarren, sondern aus großen Meerschaumpfeifen Tabak zu rauchen.

Unterdessen öffnete sich eine Seitenthür und aus einem Nebencabinet traten die Fürstin und ihre Tochter ein. Der eiserne Mann hat auch ein Magnet. Beide waren in Balltoilette. Die Fürstin

*) „Der Roman in Ungarn. Maurus Sokai“. Von R. M. Kertbeny. Beilage zu No. 180 der Allgemeinen Zeitung. Augsburg, 29. Juni 1857. Ann. des Uebersetzers.

ist noch heute eine imposante Schönheit, voll Adel in Gesicht und Haltung; die Tochter ist eine strahlende, ideale Gestalt. Sie waren im Begriffe, sich auf den Hofball zu begeben, und kamen, um sich vom Familienhaupte ganz *more patrio* zu verabschieden. Bismarck entließ seine Lieben mit einem patriarchalischen Kuß und ließ Ihren Majestäten durch seine Frau seine huldigende Begrüßung melden.

Dann setzten wir uns wieder an unsere früheren Plätze, der Fürst sprach und ich hörte zu.

„Es ist nothwendig, daß in Mitteleuropa ein solcher konsolidirter Staat bestehe, wie die österreichisch-ungarische Monarchie. Das sah ich schon ein, als ich im Jahre 1866 mich beeilte Frieden zu schließen, was vielen unserer Freunde nicht zusagte. Dies- und jenseit der Cartha ist hier das deutsche, dort das magyarische Element zu regieren berufen. Auch die übrigen Stämme geben sehr gute Soldaten, aber administratives Talent, staatsmännische Kenntnisse, Intelligenz und Besitz sind doch vorzugsweise bei den Deutschen und Magyaren heimisch. Alle sind durch eine gemeinsame Geschichte zusammengehalten. Die Errichtung von kleinen Nationalstaaten im Osten Europas ist unmöglich; nur historische Staaten sind möglich. Deshalb muß die heutige dualistische Staatsform zwischen Oesterreich-Ungarn aufrecht erhalten werden. Ihre Geschichte ist einheitlich verbunden mit der österreichischen; selbst durch Ihre Kriege sind sie mit einander verbunden; einst kämpften sie gegeneinander, jetzt aber sind sie auf gegenseitige Vertheidigung angewiesen.

Hier bemerkte ich, daß jeder einsichtige ungarische Politiker die gegenseitige Vertheidigung und das Bündniß aufrichtig will.

Der Fürst fuhr fort:

„Die Mission, welche Sie erfüllen, können die benachbarten Staaten nicht erfüllen. Braucht Deutschland etwa noch mehr durch geistliche Herrschaft unterwühlte Provinzen? Auch jetzt noch haben wir gute Freunde, die uns der Absicht zeihen, als wollten wir die österreichischen Erblande annektiren. Gott behüte! Wir haben genug zu schaffen mit Elsaß-Lothringen und mit den dänischen Gränzstreitigkeiten; wenn es nicht geographische Rücksichten erheischt hätten, wir würden

keine Hufe Landes, die von Franzosen bewohnt ist, zu Deutschland gezogen haben. Es ist das ein niemals zu versöhnender wilder Feind! Denn die Franzosen sind ein wildes Volk! Wenn wir vom Koch, vom Schneider und vom Friseur absehen, haben wir die indianische Rothhaut. Ich wollte, wir könnten mit schöner Manier die Sorge los werden, die wir uns bisher aufgeladen haben, geschweige, daß wir noch nach Oesterreich Verlangen trügen. Und was sollten wir denn eigentlich mit Wien als Grenzstadt anfangen? Wien und Pest-Ofen haben die Mission, im Osten reiche Mittelpunkte der Zivilisation und des Handels zu werden. Der deutsche Minister, dem es einfiel, von Oesterreich etwas erobern zu wollen, der wäre reif, daß (hier machte er die Pantomime des Hängens). Ich meinerseits wäre im Stande, wenn die österreichischen Provinzen sich „mit Gewalt“ uns anschließen wollten, „deßhalb“ Krieg anzufangen „gegen sie“. Die österreichisch-ungarische Monarchie wird für lange Zeit hinaus Niemand behelligen, so weit menschliche Voraussicht in die Zukunft blicken kann. Den Bemühungen der deutschen Diplomatie ist es gelungen, das Einverständniß zwischen Rußland und der österreichisch-ungarischen Monarchie anzubahnen. Nunmehr ist dasselbe zu Stande gebracht. Uns wäre es peinlich geworden, zu wählen in dem Falle, wenn diese unsere zwei guten Freunde sich miteinander zeworfen hätten. Nun sind wir verbündet, nicht wie ehemals in der heiligen Allianz, um durch das Einvernehmen der Herrscher die Völker zu unterdrücken, sondern um durch Sicherung des Friedens der freisinnigen Entwicklung, der Beglückung der Völker Dauer zu verleihen. Ihr König ist „jetzt“ ein vollkommen populärer und beliebter Herrscher in Ungarn.“

Das ist er in der That.

„Ihm schließen sich alle Völkerstämme in Treue an; seien Sie versichert, daß diese Eintracht, auf welcher Ihre Zukunft beruht, durch keinerlei Einfluß von außen gestört werden wird, und wer immer den Frieden Oesterreich-Ungarns trüben wollte, der würde Deutschland gegen sich finden. Aber es liegt auch in Niemandes Interesse, Sie anzugreifen. Wozu sollte es Rußland thun? Sein Gebiet von Japan bis an die

Ostsee ist so ausgedehnt, daß Galizien dazu ein geringer Gewinn wäre. In Asien setzt es seine Eroberungszüge deshalb fort, um seinen mißvergnügten Elementen Beschäftigung zu geben.

„Der Kaukasus war „Bech“ für Rußland. Von Galizien könnte es den Theil annectiren, welcher von Ruthenen bewohnt ist, 2¹/₂ Millionen Halbbarbaren. Wozu bedürfte es dieser? Es hat genug zu thun, um die an der Ostsee wohnenden drei Millionen Deutschen zu russifiziren. Und selbst diese sind ihm nicht von Nutzen. Meine Landsleute, die Deutschen, sind sehr fleißige, tüchtige, arbeitsame, ehrliche, sparsame Bürger; wenn sie aber einmal Russen geworden sein werden, dann werden sie bloß die Fehler der Russen doppelt annehmen und ihre eigenen guten Eigenschaften verlieren. Gar oft habe ich in Rußland gesagt; dort hörte ich das Sprüchwort (der Fürst zitierte dasselbe in russischer Sprache; ich konnte es nicht behalten, daher wiederholte er es deutsch): „Wenn der Russe stiehlt, dann stiehlt er so viel, als er für Einen Tag braucht; wenn aber der Deutsche einmal stiehlt, dann stiehlt er so viel, daß auch seinen Kindern was davon bleibt, auch noch für den nächsten Tag.“ Rußland braucht nicht mehr in Europa Eroberungen zu machen; es hat noch zu Hause genug zu erobern. Eine Annectirung Siebenbürgens durch Rußland oder mit dessen Hülfe durch wen immer ist nichts als ein lächerliches Märchen.“

Ich erwähnte die orientalische Frage.

„Auch dort giebt es für Rußland nichts zu erobern. Was sollte es denn mit Konstantinopel anfangen, wenn man es ihm heute schenken würde?“

Ich gab der Hoffnung Ausdruck, daß in diesem Falle auch in Ungarn die Agitationen unter den Nationalitäten aufhören würden, welche alle Welt als das Werk russischer Hände bezeichnet.

„Sie müssen wissen, daß es zweierlei russische Politik gibt: die in Petersburg und die von Konstantinopel. So wie ein Gesandter nach Konstantinopel geht, wird er sofort unter den anderen zum Narren; diese haben ewigen Streit und Hader untereinander, sie wetteifern, zanken, intriguiren und machen die europäische Politik, als ob sie damit

betrachtet wären, Alles aus purer gegenseitiger Antipathie, bis man sie zurückberuft. Wenn Sie mit russischen Intriguen Unannehmlichkeiten haben, so können diese nur von Konstantinopel herkommen, nicht aus Petersburg, so daß sie gar kein ernstes Gewicht haben. Der Zar und die russische Regierung wollen den Frieden aufrichtig.“

Ich nahm mir die Freiheit, eine leichte Besorgniß für den Fall eines Herrscherwechsels auszudrücken.

„Glauben Sie, der russische Thronerbe wird dieselbe Politik befolgen, welche der gegenwärtige Zar einhält. Er ist ein biederer Familienvater, welcher den Frieden und die Ruhe liebt, und dem es gar nicht in den Sinn kommt, Tamerlanische oder Napoleonische Feldzüge zu planen; das Testament Peter's des Großen auszuführen; der sich freut, wenn er im Kreise seiner Familie glücklich leben kann. Von dieser Seite haben Sie nichts zu befürchten. Der einzige Mensch, welcher jetzt den europäischen Frieden stören könnte, ist der Papst. Sie sind nicht Katholik, nicht wahr?“

— Ich bin im Gegentheile Kalviner und zwar ein halstarriger. Doch wenn ich auch Katholik wäre, diese sind in Ungarn aufgeklärte Leute, und dort würde es Niemandem gelingen, ein Feld für einen Religionskrieg zu finden.

Hier sagte mir der Fürst seine Meinung über den Papst. Das kann unter uns bleiben. „Wir wissen übrigens gar nicht“ — schloß der Fürst — „wer dieser Papst ist.“

Ich wiederholte, daß das ungarische Volk in religiösen Dingen das toleranteste von der Welt sei, daß in jedem Dorfe mehrere Konfessionen friedlich beisammen wohnen und daß diese durchaus keine Lust verspüren, wegen dogmatischer Fragen einander die Häuser in Brand zu stecken.

Hier kam der Fürst auf seine Erlebnisse in Ungarn zu sprechen. er erzählte, wie er dort einst Pferde einkaufte und von den Huszären, welche die Remonten führten, oft das Wort „Isten! Isten!“ (Gott, Gott!) erwähnen hörte, bis endlich einer sagte: „Három Isten!“ (Drei Götter!) Der kommandirende Kavallerie-Offizier gab auf die Frage, was das bedeute, zur Antwort (er verstand offenbar nicht viel ungarisch),

daß in Ungarn dreierlei Konfessionen existirten, die katholische, protestantische und griechische, darüber diskutirten die Soldaten. Bismarck wollte sich mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden geben, bis ihn der Richter von Kecskemét darüber aufklärte, das dieses Wort nicht so sehr als Gebet denn als Kraftausdruck in dieser Gegend gebraucht zu werden pflege.

— „Das ist auch jetzt noch der Fall, nicht wahr?“

In diesem Augenblick trat der Secretär des Fürsten mit einem Stoße amtlicher Actenstücke ein, ich nahm Abschied; der Fürst lud mich mit freundlichem Händedruck zu der morgigen Soirée, in welcher ich die Abgeordneten Deutschlands kennen lernen könnte, ein.

Ich will noch erwähnen, daß Bismarck während der ganzen Unterredung zwei Bleistifte in der Hand hielt, zwei so lange Stifte, daß sie mir als Spazierstock hätten dienen können, und als er sagte, daß er nach den österreichischen Provinzen kein Verlangen trage, demonstirte er diesen Ausspruch damit, daß „wir nicht einmal ein so großes Stück Landes mehr von Jemanden annectiren wollen, als dieser Bleistift!“ Freilich würde dieser „Bleistift“ auf der „Karte“ bist nach Triest hinunter reichen.

9.

Berliner literarische und artistische Kreise.

Wie ich von vornherein bemerkt, führte mich nicht Touristenneugierde, noch Trieb nach Unterhaltung Berlin zu, sondern der Wunsch, mit den dortigen literarischen Kreisen persönlich bekannt zu werden.

Von den inneren Zuständen unserer Heimath weiß man im Auslande nur so viel, als die uns Uebelwollenden über uns verbreiten. Unsere Regierungen haben ihre Dispositionsfonds nie dazu verwendet, um in fremdländischen Zeitungen das Ausland über die politische Lage

Ungarns laufend aufzuklären. Uebrigens giebt es in Berlin auch keine Journale, deren gute oder schlechte Meinung man für Geld erkaufen könnte; aber wohl kann man solche durch ein gutes Wort gewinnen und durch treffende Aufklärungen; und gerade das haben wir bis jetzt versäumt, und wozu nichts anderes nöthig wäre, als in freundschaftlichen Verkehr mit den dortigen Schriftstellerkreisen zu treten, und die herzliche Sympathie, die man für uns dort überall hegt, dadurch zu erwidern, daß man Norddeutschland stets und gründlich über ungarische Fragen aufklärt und es mit denselben au fait erhält. Aber hierzu bedürfte es eines besondern Menschen, der sich das zur Aufgabe stellte und von uns die nöthige Beihülfe dazu erhielt.

So war gerade am Tage meiner Ankunft in Berlin — am 26. Februar — dem deutschen Lesepublikum siedendheiß das angebliche Unrecht servirt worden, das Ungarn den Sachsen Siebenbürgens angethan haben soll. Letztere bemühten sich bei Alldeutschland die allgemeine Meinung für sich zu gewinnen, indem sie in den deutschen Journalen Sturm läuteten gegen die ungarische Regierung und den Bester Reichstag. Wo ich in Berlin nur hinging, in den Kreisen der Journalisten wie der Reichsvertreter, überall war der „Sachse Siebenbürgens“ das dritte Wort, und ich, der Mann der fortschrittlichen Opposition daheim, kam in die sonderbare Lage, daß ich den Standpunkt der ungarischen Regierung gegenüber den Forderungen der Sachsen vertheidigen mußte, natürlich nicht, ohne zugleich die Anschauungen der ungarischen Reformpartei gehörig zu betonen, welche zwar die Autonomie protegirt, aber nicht in Form der Ausschließlichkeit, zu Liebe einer Gegend, einer Sondernationalität, die einen „Staat im Staate“ spielen will. Sehr gut diente mir hierbei als Sekundanz der Hinweis auf die noch glühender brodelnde Frage in Elsaß-Lothringen, welche eine sehr ungelegene Folie für unsere Siebenbürger Sachsenfrage bildet.

Bei den meisten Redaktionen der größeren Journale — von denen ich nicht alle in den wenigen Tagen besuchen konnte, aber ein nächstes Mal zu besuchen hoffe — fand ich kollegialisches Entgegenkommen, und erklärte man die Spalten ungarischen Fragen nicht verschlossen;

also liegt's nur an uns, dieser Wohlgefinntheit in gegenseitigem Interesse zu entsprechen. Ich erinnere mich besonders verbunden der Aufnahme, die ich bei der „Spener'schen Zeitung“ und bei der „Bosst'schen Zeitung“, bei der „Gegenwart“ Paul Lindau's, bei Mosse's „Berliner Tageblatt“, bei Glasbrenner's „Montagszeitung“ und bei dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ fand, während auch die übrigen Blätter, deren Redaktionen ich jetzt nicht besuchen konnte, den mir durch Freundeshand nachgeschickten Belegen zu Folge, mir und meinem Streben meist wohlwollendste Theilnahme schon früher und jetzt angedeihen ließen.

Die herzliche Aufnahme, die ich fortwährend in den Berliner literarischen Kreisen fand, muß ich übrigens zu neun Zehntel nicht meinem eigenen literarischen Wirken anrechnen, sondern der Sympathie für Ungarn. Eben im Hinblick auf diese kam mir, nach dem kaltem Empfange bei den Wiener Redaktionen und Kollegen — „kühl bis an's Herz hinan“ — die freundschaftliche Aufnahme in Berlin wie ein Wundertraum vor. Sene deutschen Dichter und Schriftsteller, deren Namen die ganze Welt kennt und verehrt, sie nahmen den ihnen bisher „Unbekannten“, den Dichter in einer fremden Sprache, so ebenbürtig auf, und überhäufte mich mit so viel Beweisen der Freundschaft, daß diese mir bisher unbekannte Genugthuung fähig gewesen wäre, mich zu verführen, mir auf mich selbst etwas einzubilden, hätte ich nur einen Moment vergessen, daß ich den Löwenantheil dieser Sympathie meiner Nation heimzubringen habe.

Schon seit langer Zeit besitzen wir in Berlin einen besonders guten Freund, Franz Wallner, den Schöpfer und Besitzer des „Wallner-Theaters“, das man in aller Welt kennt. Mit ihm persönlich traf ich selbst leider nur einmal, im vorigen Jahre, in Wien zusammen; doch weiß ich genau, wie dieser unser uneigennütziger Freund — der seit Jahren drei Welttheile bereist und so interessante Feuilletons schreibt — keine Gelegenheit versäumt, für Ungarn günstig zu stimmen, in seinen Reisebriefen, in Artikeln, in Vorworten, und er disputirt erfolgreich in deutsche Verleger hinein, Werke über Ungarn herauszugeben. Und was kann ihm Sekuba sein? Gegenwärtig seiner Gesundheit wegen

in Neapel, konnte er nicht dem freundschaftlichen Empfange hier beiwohnen, aber seine verehrte Gattin war aus Nazs zurückgekehrt, die berühmte deutsche Bühnenkünstlerin, Frau Agnes Wallner, und stellte Boten auf allen Bahnhöfen aus, mich einzufangen, und mich in ihre hochkomfortable Wohnung bringen zu lassen, die sie mir großmüthigst zur Verfügung stellte. Ich ward eine Woche über aufgenommen wie ein Fürst, . . . nein besser! wie ein Blutsverwandter. Und von da ab ließen mich meine literarischen Kollegen nicht mehr aus ihren Freundesarmen. Eines Tages hatte ich drei Festmahle bis zu Ende auszu-dauern. Wasser bekam ich in Berlin nicht zu sehen, aber um so mehr Wein, vielfach sogar besten ungarischen; und wie ich notirt habe, daß ich in sieben Tagen gut 50 Besuche abstattete, so finde ich dazu notirt, daß ich ebenso oft auf Ungarns Wohl ein Glas leeren mußte.

(Folgt in diesem neunten Briefe Tokai's die namentliche Aufzählung der Freunde, deren persönliche Bekanntschaft ihm in Berlin geworden. Obenan Dr. Karl Braun, den er schon in Ungarn kennen gelernt, und der in vier Gestalten seiner Erinnerung theuer ist: durch sein gastfreundliches Entgegenkommen; als berühmter Reiseschilderer; als freisinniger Volksvertreter; und vor Allem als sehr lieber Freund. Ebenso dankbar als für ungarische Leser literarisch und artistisch charakterisirt werden im Weiteren erwähnt die Herren und Damen: Julian Schmidt und Frau; Hermann Grimm und Gisela v. Arnim; Glasbrenner und Frau; Dr. Abel; der leider so leidende Ernst Kossak; Paul Lindau; Dr. Julius Rodenberg; Dr. Klette; R. A. Heigel; E. Pietzsch; Schweichel; Samarow (Dr. Meding); Stadtrichter Lehfeldt; Rudolf Menger; A. Käder; Dr. Schmidt-Cabanis; Musikdirektor Dorn; Dr. E. Auerbach; Hoffchauspieler Döring; Hofopernsänger Diener; Maler Paul Meyerheim; die Buchhändler Alexander Dunker; und A. Hofmann; besonders auch Otto Janke und Familie sowie Herr Luthin u. s. w. u. s. w. — Namen, schon durch die Berliner Journale aufgezählt während des Ungardichters hiesigem Aufenthalte. Mit vorzüglicher Genugthuung spricht Tokai von der persönlichen Bekanntschaft mit Berthold Auerbach, dessen Werke

er alle längst kennt und verehrt, und dessen neuesten Roman „Waldfried“ demnächst das Feuilleton des „Hon“ in's Ungarische übersetzt bringen wird. — Sokai verspricht noch einen zehnten Brief „Ueber deutsche Literaturverhältnisse“, der aber wahrscheinlich nur für seine Landsleute bestimmt sein wird, als Beginn eines Strebens, in Ungarn das Interesse für Deutschland nicht nur wach zu erhalten, sondern auch möglichst noch zu steigern. Uebrigens konsumirt Ungarn schon während des ganzen Jahrhunderts fast ein Zehntel der gesammten Buchproduktion Deutschlands neben der eigenen Nationalliteratur; und der deutsche Buchhandel weiß zu erzählen, was ihm Oesterreich-Ungarn geschäftlich werth ist. Also läßt sich gerade dem Ungar am wenigsten ein Ignoriren deutscher Literatur vorwerfen. Und es war für Sokai's Landsleute — Läng und Kertbeny — eine große Genugthuung, beim Wallner-Abende mit deutschen Dichtern und Denkern im Kreise zu sitzen, von denen Glasbrenner schon seit 1840, Auerbach seit 1845, Dr. Julian Schmidt, Dr. Rodenberg, Dr. Karl Braun, Paul Lindau und K. A. Heigel seit dem letzten Dezennium auch der ungarischen Literatur dadurch mit angehören, daß diese entweder ganze Werke oder einzelne Artikel und Erzählungen derselben durch Uebersetzungen sich zu eigen machte, oder daß man die Werke der Genannten und zahlreicher anderer deutscher Dichter und Schriftsteller im Original in jeglichem gebildeten Hause Ungarns besitzt, kennt und verehrt. Von Deutschlands Seite ist es daher nur gerechtes Wohlwollen, wenn man in deutscher Wiedergabe die Poesieen eines Alexander Petöfi, und die Romane eines Maurus Sokai der deutschen Weltliteratur für würdig erachtet, und ihre Schönheiten unparteiisch anerkennt. (Anmerkung des Uebersetzers.)

In den Kreisen deutscher Reichsrepräsentanten.

Dreimal in 7 Tagen hatte ich Gelegenheit, mit Reichsvertretern Deutschlands in Berlin zusammenzutreffen. Zuerst im gastfreundlichen

Hause meines Freundes, Dr. Karl Braun; dann in der Soirée beim Fürsten Reichskanzler; schließlich im Repräsentantenhause. Dem berühmten Laster, wie Friedrich Kapp, Bennigsen, Kardorff, dem Grafen Bethusy-Suc, Krüger, Generalpostdirektor Stephan, Baron Müller, Weichel u. A. wurde ich vorgestellt, theils durch Dr. Braun, theils durch des Unterhauspräsidenten Friedenthal Gefälligkeit. Und mit offen zur Schau getragener Vorliebe fragte man mich über ungarische Verhältnisse aus, und klärte mich mit gleicher Offenheit über Deutschlands politische Lage auf.

Für ungarische Leser bemerke ich nebenbei, daß Dr. Friedenthal, zweiter Präsident des Hauses, zugleich Besitzer einer Brennerei in Ungarn ist; und Baron Müller wird wohl derselbe sein, bei welchem unser Reichstagsmitglied, Gabriel Barady, einst als Flüchtling verborgen in Stuttgart lebte. Natürlich konnte ich mir nur oberflächlich die vielen Personalien merken.

Zur Soirée bei Fürst Bismarck waren dieselben Säle eröffnet, die ich schon am Tage vorher bei der Audienz gesehen hatte. Einfaches Ameublement; ein großer Tisch voll von Albums, die man dem Fürsten spendet; neun Zehntel der Gesellschaft bestand aus Herren. — Ultramontane, überhaupt Priester, waren so wenig gegenwärtig, als Internationale und Elsäßer. Umso mehr jedoch Soldaten, die Brust voll ganzer Reihen von Ehrenzeichen. Auch die Mehrzahl der Zivilisten trug das Band im Knopfloch. Es war für mich, als Ungar, ein eigenthümliches Gefühl, mich mitten in einer Gesellschaft zu befinden, in der sich fast Jeder dekorirt zeigte, und dabei zu wissen, daß all' diese Ehrenzeichen wirklich verdient waren auf dem Schlachtfelde oder für in bürgerlicher Karriere dem Vaterlande geleistete Dienste. Bei uns daheim gewährt dies nicht denselben Eindruck.

Mitten in konversirenden Gruppen ging er selber, der Hausherr, umher, überall einen halben Kopf über die Menge emporragend. Und ich kann nicht dafür, der große schwarze Hund kommt nochmals in meinen Briefen vor; denn auch dieser ging dort höchst ungenirt unter den Gruppen umher, und schien ganz auf der Höhe der Situation zu

stehen, denn er blieb stets im Gesellschaftssaale, und zwar ohne Hintergedanken bezüglich des Büffets. Seht, nicht einmal der Hund des Ministers ergiebt sich Nebenspekulationen! Worüber die deutschen Reichsvertreter mit mir sprachen, das bezog sich nicht auf ungarische Parteifragen. Unsere Krisen sind Denen da draußen Kleinigkeiten, über die man sich nicht viel den Kopf zerbricht. Darüber ist Jedermann unbesorgt, daß Ungarn stark genug sei, sich selber zu helfen; daß es nicht mehr nöthig hat, um seine Existenz zu kämpfen und daß es seine inneren Uebel schon überwältigen werde. Auch unser Finanzkredit ist da draußen nicht so erschüttert, als wir fürchten. Aber wonach ohne Ausnahme jeder deutsche Volksvertreter sich erkundigte, das war: „welchen Standpunkt Ungarn den Bestrebungen der Ultramontanen gegenüber einnehmen werde?“

Ja, das ist jetzt Deutschlands größte Gefahr. Drei starke Fraktionen verbanden sich, um die deutsche Einheit wieder zu zerreißen: die der Nationalitäten, die Klerikale und die Partei der Sozialisten. Führer unter ihnen sind die Ultramontanen, die übrigen sind in den Händen derselben bloß Werkzeuge. Und diesen gegenüber hat die national-liberale Partei, die sich jetzt um die Regierung scharft, nur $\frac{2}{3}$ Majorität. Der faktische Gegner wuchs zu $\frac{2}{5}$ an.

Soviel habe ich auch in der so kurzen Zeit meines Aufenthaltes in Deutschland wahrgenommen, daß Ungarn in der Meinung deutscher maßgebender Kreise weder durch seine schlechten Finanzen, noch durch konventionelle Verläumdungen verloren hat. Aber sollten wir in eine Situation falscher Konfessionspolitik gerathen, so verspielen wir dadurch all' unseren übrigen Kredit in Deutschland, sogar auch unseren finanziellen. St. Peters Schlüssel vermögen das Himmelreich zu erschließen, aber die Berliner Urneimkassen gewiß nicht.

Ein noch kompakteres Bild der Parteikämpfe bot die Reichstags-sitzung am 2. März. Die Gallerien waren schon seit frühestem Morgen gefüllt, und nur durch eine Mitgliedkarte vermochte ich in eine Gallerie-ecke zu gelangen. Die Zuhörer harrten bis zu Ende der Sitzung aus und eben so still saßen auf ihren Plätzen die Volksvertreter. Kein Um-

herwimmeln, kein sich Durchdrängen, keine Volkswanderung während der Sitzung, wie bei uns daheim. Nachbar spricht nicht mit Nachbar. Der Präsident braucht nicht die Mitglieder anzusehen und ihnen zu drohen, damit sie den Redner zu Ende hören. Und der, der an jenem Tage sprach, als ich zuhörte, ein Priester aus dem Elsaß, warf seinen Gegnern unbarmherzig Trümpfe in's Gesicht; doch sie hörten ihn ruhig an, als wären sie aus Stein. Dazwischen tönte bloß hin und wieder ein choralartiges „Bravo“ von jenen Bänken der Rechten her, auf der eine Gruppe Priester als Volksvertreter saß. Und dann folgte der Zweite; er wiederholte dieselben rücksichtslosen Angriffe; und bloß hin und wieder ein „Haha“ verrieth der Liberalen „Heiterkeit“. Schließlich trat Bismarck vor und zahlte das Erhaltene zurück, und zwar in so groben alten Münzen, wie solche auszutheilen bei uns in Ungarn noch nie ein Minister gewagt hat.

Aber das steht ihm gut, dem populären Mann!

Im Kleinen — wäre dieser Kampf eine Komödie; doch in solcher Größe ist er ein majestätisches Drama!



Nachwort des Uebersetzers.

Maurus Jókai wurde am 19. Februar 1825 in der Stadt der Festung Komorn, als Sohn altadeliger und altkalvinischer Eltern geboren.

Er ist seit 1867 aller Reichstage Mitglied gewesen — linkes Zentrum — und gehört der ungarischen Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied an.

Als politischer Publizist besitzt und redigirt er drei Zeitungen:

„Hon“ (Heimath, Organ der Reformpartei, das verbreitetste und größte der ungarischen Tagesblätter).

„Szazmondó“ (Wahrheitssprecher. Politisches Wochenblatt für das Volk).

„Nestökö“ (Der Komet. Humoristisches Wochenblatt, illustriert).

Als Dichter schenkte er seiner Nation an 200 Bände Romane, 3 Bände Dramen, und über 600 Novellen, welche Werke im Original unter nur sechs Millionen Magnaren Verbreitung in zusammen mehr denn 600,000 Exemplaren fanden, und bereits zum größten Theile in's Deutsche, Englische, Dänische, Holländische, in's Französische und Italienische, wie in's Russische, Polnische, Tschechische, Slavakische, Rumänische, sogar in's Türkische übersetzt wurden.

Als Politiker wie als Dichter kämpft er seit 30 Jahren für staatliche Selbstständigkeit Ungarns, und innerhalb derselben für Gleichheit der Rechte und Pflichten, für Schonung aller andern Nationalitäten, für Trennung von Staat und Kirche, für Aufklärung, Volksbildung und Arbeit, sowie international für Einfluß deutscher — aber nicht östreichischer! — Kultur und für ehrliche Anerkennung von Deutschlands gutem Rechte.

In solch' edlem und segensreichen Wirken für seine Nation, wie für die besten Ideen der Menschheit hat Maurus Jókai das bald volle Halbjahrhundert seines Lebens ausschließlich daheim verbracht, schaffend, arbeitend, kämpfend, Verfolgung, Haß, Verluste erdulnd, sein Volk in hoffnungsloser Zeit tröstend und ermunternd, es durch seine Poesie begeisternd, durch seinen Humor erfrischend, durch scharfe, meisterhafte Charakterisirungen die Nation auf ihre eigenen Fehler aufmerksam machend, die Sprache mehr als je Einer vor ihm bereichernd und, als schöpferisches Genie der Dioskure seines Jugendfreundes Alexander Petöfi, wie dieser sein ganzes Volk zu Gesehn und Bewunderer gewinnend; und zugleich mit Petöfi der geistig bedeutendste Repräsentant des Ungarthums in der „Weltliteratur.“

So überschritt denn Jókai, — sein Leben und Streben nur seiner Nation opfernd, — nie die Grenzen seines Vaterlandes, sah vom Auslande nichts, als bloß in lezterer Zeit einigemal Wien. Und ebenso der alten, als aller modernen Sprachen gleich mächtig wie der eigenen, sowie deren Literaturen und die Geschichte all' der fremden Völker genau kennend, kannte er durch Autopsie nichts von aller Fremde.*

Berlin, der Kaiserstadt des neuen deutschen Reiches, sollte der erste weitere Besuch gelten, den er in's Ausland wagte. Er folgte der Einladung deutscher Freunde seines Strebens, wie seiner Muse, und wollte mit deutschen

Berlegern sich besprechen. Das Jahr vorher hatten ihn schon in seinem Dabeim Dr. Karl Braun und Otto Zanke aufgesucht; und mit Franz Wallner und Agnes Wallner war er bereits früher in Wien bekannt worden. Endlich wußte er einen von seinen und Petöfi's Jugendfreunden im Auslande; und er hatte dem Berliner ungarischen Verein seinen Besuch versprochen.

So einfach und gemüthlich also lagen die Motive, welche den Ungardichter bestimmten, endlich einmal auch das Ausland kennen zu lernen, und es konnte ihm nichts weniger beifallen, als vorzuzahlen, man könnte etwa seinem Ausfluge die berechnete Absicht unterlegen, Committäten der Fremde als schreibseliger Tourist zu überfallen, und durch Indiskretionen über sie als gewandter Journalist europäischen Skandal wachzurufen.

Sókai verließ denn Pest an seinem 49. Geburtstage, hielt sich einige Tage in Wien und Prag auf, und fuhr von dort direkt nach Berlin, sich die Bekanntschaft mit dem übrigen Deutschland für eine nächste Reise, in Begleitung seiner Frau — der berühmten Tragödin Rosa Sókai, seit 33 Jahren Stütze der ungarischen Nationalbühne — aufsparend.

In Berlin stieg er still und bescheidenst in einem Hôtel dritten Ranges ab, und war nicht wenig überrascht, nachdem er seine Ankunft angezeigt, von seinen deutschen Freunden und Verehrerinnen, wie von seinen Landsleuten im Auslande mit herzlichsten Ovationen empfangen und der großmüthigsten Gastfreundschaft von Seite der Frau Geh. Komm. Math. Wallner theilhaft zu werden.

Denn dem Genie und der aufopfernden Arbeitskraft dieses seltenen Menschen kommt nur noch seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit gleich, deren Zauber es bewirkt, daß in Ungarn auch seine erbittertsten politischen Gegner seine persönlichen Freunde sind, und in ihm den Menschen so hochachten, wie den Dichter verehren.

Es dürfte daher nicht auffallend, bloß gerecht und gastfreundlich zu nennen sein, wenn man in Berlin einem so vielfach verdienstvollen Fremden — gleich distinguirt als Dichter, als Politiker, als Journalist und als Freund des Deutchthums — von allen Seiten freundlichst, ja auszeichnend entgegen kam, und auch Deutschlands Reichskanzler ihn gerne kennen lernte, ihm Audienz gewährte und ihn zur Soirée einlud.

Voll von diesen Eindrücken ehrendster und herzlichster Gastfreundschaft schrieb Sókai über diese Erlebnisse und Begegnisse im Auslande 12 Reisebriefe. Aber nicht etwa deutsch oder französisch für mitteleuropäische Leser, und um seine Reisekosten aus den Honoraren zu decken; sondern er schrieb diese 12 Briefe ungarisch, für sein eigenes Journal „Hon“, für dessen, und überhaupt ausschließlich und unmittelbar nur für ungarische Leser. Und er war das seiner Nation schuldig, sowohl als ihr Lieblingsdichter, noch mehr als patriotischer Politiker und als einer der Parteiführer seines Landes. Er hatte Rechenschaft zu geben über jeden Schritt, den er im Auslande that, über jedes Wort, das er sprach oder das an ihn gerichtet worden.

Und für ungarische Leser entledigte sich Sókai dieser Aufgabe mit jener instinktiven Gewandtheit seines Talentes, es sein vermeidend, sich zu einem politisirenden Leitartikel hinaufzuschrauben, als sollte ein Akzent betont werden, der über die Harmlosigkeit eines bloßen Touristen hinausgeht. Sogar über sein persönliches Begegnen mit dem entscheidendsten Staatsmann der Jetztzeit schrieb Sókai bloß ein leichtes, flüchtiges Feuilleton, aber voll von jenen Zügen, die gerade in Ungarn das Wesen eines berühmten Mannes

anheimelnd erscheinen lassen, über den man in aller nichtdeutschen Fremde bekanntlich viele Vorurtheile als gegen einen diplomatischen Bauwan hegt, indeß das Porträt, das der eigene Landsmann seiner Nation heimbrachte, diesen Fremden als einen lauterer Patrioten seines Volkes zeigt, der dadurch also alle Garantie bietet, den wahren Patriotismus auch aller andern Völker zu ehren. Faßt man diesen allein richtigen Standpunkt der Aufgabe Tokai's seinen heimischen Lesern gegenüber ehrlich in's Auge, so versteht man dann wohl auch von selbst, weshalb ihm bestimmte Andeutungen gemacht worden sein dürften, welche an ihre richtige Adresse mitgetheilt, beruhigend und versöhnlich wirken, überbringt sie zudem ein Vertrauensmann seiner Nation, dessen Patriotismus gleichen Schritt mit dem Bestreben hält, auch in allen internationalen Bezugnissen die Solidarität der wahren Interessen aller Völker zum Bewußtsein zu erheben.

Aber die Rechnung war beiderseitig insofern, wie man zu sagen pflegt, ohne Wirth gemacht, weil es die Wiener Tagespresse ist, welche schon seit Dezennien in Mitteleuropa jenen journalistischen Wirth spielt, der dadurch auch das Ausland, besonders Deutschland, völlig beherrscht, weil er unerschöpflich ist, dem Lesepublikum die pikantesten und saisonfrischesten Federbissen aller Hemisfären vorzusetzen, und zwar „unter den Herstellungskosten“ gleichgültig ob selbst gezogen, importirt oder auch künstlich imitirt, oder in heterogener Sauce servirt, — wenn's nur schmeckt! — dann aber auch die Souveränität der doppelten Kreide für sich in Anspruch nimmt.

Diese Wiener Tagespresse ignorirt entweder Ungarn — wie auch alle übrigen nichtdeutschen Völker der Monarchie — das ganze Jahr über, und das ist noch am dankenswerthesten; oder nimmt sie von ihnen Notiz, so ist es entweder, daß sie sorgsamst das Uebelste und Ordinärste aufliest, was sie irgend aus den Abhuschichten jener Länder und Völker erfahren kann, und es der Welt als einzig „Bemerkenswerthes aus dem Osten“ mittheilt, aber deren edelste Existenzregungen in Politik, Staatsleben, Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft todt-schweigt, verhöhnt sie sie nicht als „Phänomene auf ungarischem Globus“, „Früchte tschechischer Staatsrechtsidee“ u. dgl.; oder aber sie verlügt die einfachste Thatsache zum schielendsten Monstrum, und macht ihr schönes Geschäft mit diesem von ihr ausgestaffirten Wechselbalg europäischen Skandals. Es sei gleich hier nebenbeilich bemerkt, daß sogar die dreihundertjährige gewissenlose und blödsinnige Regierung Oesterreichs das „Deutschthum“ bei allen nichtdeutschen Völkern ihrer Monarchie nicht so verhaßt machte, als dies seit 26 Jahren der freisinnigen, angeblich brüderlichen Wiener Tagespresse durchzuführen gelungen ist; und schreibt mal ein ächter unparteiischer Deutscher über die „berechtigten Motive des Deutschenhasses bei nichtdeutschen Völkern“, so hat er bezüglich des Ostens am hauptsächlichsten den Ton in's Auge zu fassen, mit dem die Wiener Tagespresse seit 26 Jahren sich aufs „Deutschthum“ hinausspielt, um die niedrigsten Gründe der Zentralisation zu ausschließlich eigenem Vortheil zu vertreten. Niemandens Hohn empört aber mehr, als der eines Gummchen.

Getreu diesem ihrem Verhalten gegenüber allem geistigen Leben der nichtdeutschen Völker der Monarchie ignorirte denn auch die Wiener Tagespresse alle sonstigen Reisebriefe Tokai's — ausgenommen den über die Börse —; als jedoch das Feuilleton über Bismarck in Nr. 51 des „Hon“ vom 3. März erschienen war, ließ sie sich dasselbe übersezt vollständig telegrafiren, und brachte es schon andern Tags als „morceau de hautgout“.

Und Deutschlands Tagespresse, verleitet durch ihre in größter Mehrheit leider notorische Unselbstständigkeit im eigenen Urtheile über Zustände des Auslandes, — sofern nicht von Frankreich oder England die Rede ist — druckte nicht nur jene Uebersetzung der Wiener Tagespresse nach — einzig die Kölnische Zeitung und das Berliner Tageblatt brachten eigene Uebersetzungen — sondern, was geradezu komischen Eindruck machte, an 1000 deutsche Journale brachten je einzeln denselben Abdruck ihren resp. Abonnenten, ohne selbst ein Wort des Urtheils hinzuzufügen. Kein Wunder daher, daß einentheils ganz Deutschland, dadurch aber um so mehr das gesammte Ausland revoltirt wurden, ein harmloses Touristenfeuilleton geradezu als Offenbarung, als eine indiskret mißbrauchte, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit geäußerte vertraute Mittheilung anzusehen, angethan, das Ausland um so mehr zu beunruhigen, je größer die Zahl der deutschen Journale von Tag zu Tag anwuchs, welche denselben Text besonders servirt boten. Jegliches Wort, auch das flüchtigste, wurde nun unter die Lupe gebracht, aus welcher Untersuchung nur die Alternative sich ergab: Entweder, Oder! Um die Gegenprobe reaktiv zu erlangen, versuchte man denn zuerst heimtückisch den provozirenden Spas, ein gefälschtes Dementi in alle Welt zu verbreiten, daß die Wahrheitsliebe eines gefeierten und hochverdienten Fremden, der Deutschland die dankenswerthesten Sympathien entgegenbrachte, beleidigend in Zweifel stellte. Und 2000 deutsche Zeitungen beeilten sich, als wie gerettet aufjubelnd, dies erlogene Dementi weiter zu verbreiten. Hierauf erfolgte sofort ein von berechtigter Seite ausgehendes, durch alle Regierungsblätter mitgetheiltes Gegendementi, das falsche demaszkirend; und seither verlauteten auch weitere direkte Aeußerungen, aus denen klar hervorgeht, daß all das durch Sokai Mitgetheilte wahr ist, wenngleich einige irrige Zifferangaben mit unterliesen, doppelt begreiflich und entschuldbar, da man bei Audienzen nicht zu stenografiren pflegt. Jedoch von jenen 2000 deutschen Journalen hat auch nicht die Hälfte es für nöthig gefunden, — obenan die Wiener Tagespresse — nun nicht minder von dem rektifizirenden Gegendementi Notiz zu nehmen, sondern fand es mit ihrer so oft gepriesenen Aufgabe der Unparteilichkeit, und Ritterlichkeit für Wahrheit höchst vereinbar, der Lüge größtmögliche Verbreitung zu verschaffen, aber nicht ihrer Widerlegung. Ganz abgesehen von Sokai, und dem hier vorliegenden speziellen Fall, ist diese Erfahrung Symptom einer sehr beängstigenden und daher zu beachtenden Neigung in deutscher Journalistik, einentheils mit der Scheere zu redigiren, andernteils eine naive Gleichgültigkeit gegen Deutschlands internationale Interessen dadurch zur Schau zu tragen, daß man nicht, wie einst von französischer Seite geschah, seine Weltherrschaft den kleineren Völkern durch Arroganz, sondern durch noch Abstoßenderes, durch Knotenhaftigkeit im politischen oder sozialen Verkehre merken zu lassen nicht Anstand nimmt. Wie? Das durch eigene Kraft und Tugend so wunderbar national-regenerirte große deutsche Volk, das dadurch zum Vorbild und Hort aller übrigen, nach freihethlicher Entwicklung strebender Völker wurde, soll es ruhig dulden, von den Vertretern seiner öffentlichen Meinung dem Auslande gegenüber derart repräsentirt zu werden, daß nach solcher Erfahrung kein distinguirter Fremder es mehr gerathen finden dürfte seine Sympathien für Deutschland offen einzugestehen, risikirt er, dafür ebenso verhöhnt, und beleidigend verdächtigt zu werden, wie es beliebt geworden ist, Deutschlands notorische Gegner zu behandeln?

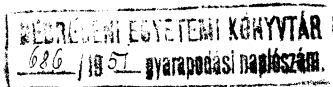
Es dürfte daher dem unparteiischen edlen deutschen Publikum willkommen sein, die Originalbriefe Tokais über seine Reise von Pest bis Berlin übersezt vorgelegt zu bekommen, um sich ein eigenes, ein gerechtes Urtheil zu bilden, homogen jenem dem Deutschen so eminent angeborenen Trieb zur Gastfreundschaft gegen Fremde, und würdig der Weltmachtstellung, welche das deutsche Volk geistig stets, und nun auch wieder staatlich einnimmt, und durch die es berufen ist, den Fremdnationalitäten als Führer und Bruder voranzugehen, nicht aber zu dulden, daß Deutschlands gern und ehrlich anerkanntes Uebergewicht durch eine außerhalb Deutschland, und gegen die wahren Interessen Deutschlands deutschthümelnnde, doch eigene Zwecke verfolgende Partei nicht deutschen Völkern als Zweitschkenkrampus hingemalt werde.

Vorliegende Uebersetzung — in der nur jene Briefe und Stellen weglassen wurden, in denen Tokai seine Landsleute mit deutschen Literaturzuständen bekannt macht, die hier ja genugsam bekannt sind — ist von einem Schriftsteller, der der deutschen Literatur durch 140 Bände seiner Werke und einige tausend Artikel angehört, alle der Tendenz geweiht, das Verständniß zwischen Ungarn und Deutschland zu vermitteln, und der als geborner Ungar, und als Jugenfreund Petöfi's wie Tokai's, seiner eigenen Nation geistige wie staatliche Wiedergeburt und ihre schweren Kämpfe um selbe mitdurchlebte, der also sicherlich nichts inniger wünschen kann, als wofür er selber ein Halbjahrhundert gerungen hat: Deutschlands und Ungarns Solidarität der Sympathieen wie der Interessen. —

Was endlich die Wigblätter betrifft, die so lustig und durchgehends mehr wohlwollend-harmlos als saillant hüben und drüben aufsprudelten in vielfach geistreichen Persiflagen, so brauchen sie sich Tokai gegenüber um so weniger zu geniren, da er, durch Stift wie Feder, selber nicht minder auch zu ihrer Zunft gehört, und schon 1871 dem deutschen Herausgeber vorliegender Briefe schrieb: „Journalistenangriffe welcher Art immer alteriren mich nicht, gute oder schlechte Wiße über mich erheitern mich. Ich bin darin wie mein Newfoundländer. Verseze ich dem mal einen Schlag auf den Schädel, um ihn weg zu treiben, so schaut er mich ruhig an, und scheint zu sagen: „Nicht wahr, Du hast Dir jetzt hübsch wehe gethan?“ Der Kerl ist eben zu stark, um für Prüffe empfindlich zu sein.“

Berlin am 1. April 1874.

Am 60. Geburtstag des eisernen deutschen Mannes.



Maurus Jokai's Werke in fremdsprachlichen Ausgaben.

1) Deutsch.

- Schlachtfelderblüthen. Novellen der Revolutionszeit. Leipzig, 1850, Matthes. 8. 310 S.
- Kampf- und Schlachtenbilder. Pest 1851. H. Geibel. 220 S.
- Die weiße Rose. Historischer Roman des türkischen Sanitscharenaufstandes. Deutsch von Dr. M. Falk. Pest 1854, Hartleben. 204 S. (vergriffen.)
- Die Türkenwelt in Ungarn, Deutsch von B. von Chézi. Illustriert. Wien 1855. Ludwig. 323 S.
- Die guten alten Táblabirós. Deutsch von Titus Kárffy. Roman in 4 Bden. Pest 1855. G. Emich (jetzt Athenäum). 8. 1200 S. 1 Thlr.
- Ein ungarischer Nabob. Roman in 4 Bden. Deutsch von Adolf Dux. Pest 1856. G. Emich (jetzt Athenäum). 8. 191, 200, 169, 180 S. 1 Thl. 10 Sg.
- Boltan Karpáthy. Fortsetzung des „Nabob“, 4 Bde. Pest 1856. G. Emich. 1200 S. 1 Thlr.
- Novellen. Dem Ungarischen nacherzählt von S. Brody. Pest 1864. Lauffer. 16. 298 S. 20 Sgr.
- Die Narren der Liebe. Roman in 4 Bden. Deutsch von Dr. M. Falk. Pest 1868. Athenäum. 8.
- Die Narren der Liebe. Roman in 3 Bden. Deutsch von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Berlin 1874. Otto Sanke. (Adolf Glasbrenner gewidmet). 262, 282, 281 S. 4 Thlr.
- Schwarze Diamanten. Kulturhistorischer Roman in 5 Bden. Deutsch von A. Dux. Pest 1871. Athenäum. 8. 167, 168, 131, 160, 152 S. 2 Thlr.
- Andere Zeiten, andere Leute. Roman in 4 Bden. Pest 1870. Athenäum. Berlin 1874. Otto Sanke. 8. 212, 187, 189, 157 S. 2 Thlr.
- Fünf Jahre des selbstständigen ungarischen Ministeriums 1867—1871. Humoristisch-ernste Rückblicke. Bremen 1872. J. Rühlmann. 42 S. (Dr. Karl Braun gewidmet.)
- Achtzehn humoristische Erzählungen. 2 Bände mit Biografie und Portrait. Deutsch von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Bremen 1872. J. Rühlmann. 8. XXXI. 327 und 349 S. (Dem Fürsten Bismarck gewidmet.)
- Die armen Reichen. Roman in 3 Bden. Deutsch von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Berlin 1872. Otto Sanke. (Franz und Agnes Wallner gewidmet.) 248, 216, 223 S. 4 Thlr.
- Collhäuslerwirthschaft. Humoristischer Roman, 2 Bde. Berlin 1873. Otto Sanke. (Den Familien Dürr und Schlenker gewidmet.) 436 S. 2 Thlr.
- Wie man gran wird. Roman in 4 Bden. Deutsch von Sonnenfels. Pest 1873. Rautmann. 204, 168, 178, 156 S. 3 Thlr.
- Der Goldmensch. Roman in 5 Bden. Deutsch herausgegeben von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Berlin 1873. Otto Sanke. 176, 198, 220, 148, 227 S. 4 Thlr.

- Der Goldmensch.** 5 Bden. Deutsch von R. M. Kertbeny. Leipzig 1874. Bf. Reclam jun. (Geh. Med.-Rath Dr. F. Th. Frerichs gewidmet.)
- Der neue Gutsherr.** Roman in 2 Bden. Leipzig 1874. Hausfreund-Expedition. (Unter der Presse.)
- Gebrochene Farben.** Roman in 4 Bden. Deutsch von einem Landsmanne und Jngendfreunde des Dichters. Leipzig 1874. W. Baensch. (Gustav und Molly Hölzel gewidmet.)
- Zwölf Novellen.** Deutsch von einem Landsmanne und Jngendfreunde des Dichters. Leipzig 1874. W. Baensch. 300 S. (Dem Jókai-Klub gewidmet.)
- Auf der Flucht.** Novelle, Deutsch von Leopold Kosner. Leipzig 1871. Bf. Reclam jun. (Bändchen 425 der Universalbibliothek.)
- Siebenbürgens goldene Zeit.** Historischer Roman in 2 Bde. Deutsch von E. Kosner. Leipzig 1874. Bf. Reclam jun. (Universalbibliothek 521—523.)
- Novellen.** Deutsch von ?. Sena 1874. S. Costenoble. (Unter der Presse.)

2) Englisch, Französisch, Italienisch, Dänisch u. s. w.

- Hungarian sketches in War and Peace.** Translated by Emeric Szabad. London 1855. Thill 127 p.
- Hungarian sketches.** Translated by Mary Stuart. London 1856. Trübner.
- The new Landlord.** A novel in 3 vol. Translated by Arthur Patterson. London 1868. Murray.
- The poor Rich.** Translated by John Fretwell. New-York 1874.
-
- Un Nabob hongrois.** Traduit par ?. 2 tomes. Bruxelles et Pains 1865. Lacroix & Cie.
-
- Episoda della guerra** delle independence ungherese. Turin 1859.
- La Plagia invisibile.** Traditione di Dre. Ignacio Helfy. Milano 1860.
-
- De nieuw Landheer.** Hongaarsche toestanden geschetst. 2 deelen. Zutphen 1869. A. E. C. van Someren. 184 en, 200 Bl.
- Da arme Ryken.** En hongaarsche Roman. Door J. J. A. Gouverneur. 2 deelen. Zutphen 1873. Someren. 230 en, 210 Bl. 3½ Thlr.
-
- Udgjgte Romaner af Maurus Jókai.** Med Forfatterens Tilladelse oversatte af Axel Damkier. Hefter 1—8. De fattige Rige. Med Portraet. Kjöbenhavn 1874. Snnmanuel Rée's Forlag. Hefterpris 16 Sk. dansk.
-
- Ubozi boháci.** Roman. Z madarciny prelozil Ed. Vodnarik. 8 svazek. N. Brnë 1865. Snaidr. 448 str.
-
- Rumänisch** erschien. „Die Endtage der Sanitscharen.“ Bukarest 1852.
- Serbisch** erschien. „Der neue Gutsherr.“ Belgrad 1860.
- Türkisch** übersepte G. Herrach „Der neue Gutsherr.“